



Pfarrer Friedemann Büttel im Podiumsgespräch mit Investigativjournalist Uwe Ritzer, der den „Knoten aus Profitgier und Ressourcenklau“ aufschnürte.



Fing die Stimmung der Wortbeiträge auf dem Steinway-Flügel wunderbar ein und wusste die Seelen nach den aufwühlenden Schilderungen wieder zu trösten: Pianist Manuel Weber. Fotos: Jürgen Leykamm

Hunderte Millionen für keine einzige Tablette

STIFTUNG CASAYOHANA Drahtzieher eines Milliardengeschäfts und dessen oft todgeweihte Leidtragende treffen bei Benefizabend aufeinander.

WEISSENBURG - Minenarbeiter, die ihre Schufterei nach nur fünf Jahren oft ins Grab bringt. Frauen, die in diesem Umfeld ausgenutzt werden. Kinder, die dort in verseuchtem Wasser spielen. So funktioniert im peruanischen Hochland Kupferabbau. Orchestriert von milliarden schweren Rohstoffkonzernen. Beide Seiten brachte thematisch ein Benefizabend im Weißenburger Kulturzentrum Karmeliterkirche zusammen – und vermittelte trotzdem Hoffnung!

Die wusste bereits der Beginn zu versprühen: Folkloristische Musik erwärmt die Herzen der Besucher im gut gefüllten Veranstaltungssaal, in dem die Stiftung Casayohana Deutschland im Namen des gleichnamigen Vereins aus Peru Puppen, Strickwaren und Infomaterial von dort anbot – auf Spendenbasis. Was von der Bühne auf die Besucher einströmte, ließ ihnen mal das Blut in den Adern gefrieren, mal überkochen.

Die jeweiligen Stimmungen auf und emotional beruhigend einzugreifen, wusste am Steinway-Flügel dabei ein ums andere Mal der in Weißenburg geborene Pianist Manuel Weber, der sich unter anderem als Keyboarder in der Band von Popstar Wincent Weiss („Unter meiner Haut“) einen Namen gemacht hat. In scharfem Kontrast dazu stieg Buchautor Uwe Ritzer direkt in ein ungemütliches Thema ein: Sein aktuelles Werk „Der Ausverkauf“ behandelt genau jenen: nämlich den der natürlichen Ressourcen. Bei dem einige grotesk reich werden, Unzählige aber bettelarm, gesundheitlich extrem geschädigt oder all dies schlicht nicht überleben.

Der Wirtschaftskorrespondent und Investigativjournalist der *Süddeutschen Zeitung*, den viele noch als Redaktionsleiter des *Weißenburger Tagblatts* in Erinnerung haben, lenkte den Blick direkt zu einem Mann mit einem sehr bezeichnenden Nachna-

men – der vor 16 Jahren verstorbene Marc Rich, der 1974 den Rohstoffkonzern Glencore ins Leben rief. Ein „ruchloser, rücksichtsloser Manager, der über Leichen geht“, wie es in Ritzers Buch anklingt. Das Unternehmen nahm noch stärker Fahrt auf, als ein Willy Strothotte zur rechten Hand des Chefs mutierte und als „Metal-Man“ in Minen investierte. Nach zwischenzeitlichem Rauswurf kaufte er die gesamte Firma auf, entzog sich als CEO aber klug der Öffentlichkeit, was ihm in einer Schlagzeile den Spitznamen „Schattenmann“ einbrachte.

Lieferketten vereinnahmt

Ein Synonym für das Schattenwesen der internationalen Rohstoffkonzerne generell. Denn die „wollen über ihr Tun keine Rechenschaft ablegen“, verdeutlichte Ritzer. Daran hätten auch die abnehmenden Länder als deren Kunden kein Interesse. So entstehe ein „Knoten aus Profitgier und Ressourcenklau“, der aufgrund mangelnder Pressefreiheit in den entsprechenden Staaten oder verschiedenartigem Druck auf Journalisten noch nicht einmal mediale Resonanz erfahre. Und damit erst gar keine kritische Debatte aufkommen lasse.

„Bequem wird es heute Abend nicht“, ergänzte Pfarrer Friedemann Büttel, Mitglied im Kuratorium der in Weißenburg ansässigen Stiftung Casayohana. Er behielt recht, schließlich ist fast jeder ein Teil dieses Spiels. Denn Interesse, jene Profitgierigen „wieder einzufangen“ (Ritzer) gäbe es wenig – „weil die Rohstoffe gebraucht werden“, begründete der Wirtschaftskorrespondent. „Wer will schon zu einem Smartphone-Boycott aufrufen?“ Allerdings sollten „Allgemeingüter auch der Allgemeinheit zugutekommen!“

Und das tun sie eben nicht, wie er am Beispiel der „Geschundenen von

Espinar“ verdeutlicht – so ist ein Buchkapitel und so war der gesamte Benefizabend überschrieben. Jene Provinz im Andenhochland Perus ist für den Kupferbergbau bekannt. Dort rollen täglich „300 Lkw durch 200 Dörfer über den Bergbaukorridor“, in dem Krankheiten nur so grassieren. Kein Wunder: Denn im Blut und im Urin der Bevölkerung werden seit Langem hohe Werte von Arsen und Blei nachgewiesen.

Selbst das Trinkwasser ist dank Bergbaufirmen und Minenbetreiber hochgradig verseucht. „Die Konzerne haben sich ganze Lieferketten unter den Nagel gerissen“, beklagte Ritzer. Und entlang dieser litten alle, vor allem die Arbeiter in den Dörfern.

Doch es gibt Menschen, die sie nicht im Stich lassen. Wie Friedemann Büttels Schwägerin Sabine, genannt Bine, Vogel. Als Krankenschwester zog es sie in die Mission. Als Einzelkämpferin startet sie in Peru und gründet dort Casayohana, das heute 40 peruanische und sechs deutsche Mitarbeiter beschäftigt.

An ihre Anfangstage erinnert sie sich noch sehr genau. Vor allem an eine Fahrt durch eine Landschaft mit „Tausenden Maulwurfshügeln“, wie sie es beschreibt. Eigentlich illegale, aber „informal“ genannte Kupferminen. Dort traf Bine Vogel auf verstörte Kinder mit Hautausschlägen. Und deren Mutter, die als „Köchin“ in der Mine arbeiten muss, während ihre Kinder „in Arsen- und Quecksilber-Wasser spielen“.

Das sei ihr erster Kontakt zur indigenen Quechua-Volksgruppe gewesen, die Hauptleidtragenden des Kupferbergbaus in Peru. Je tiefer sie in diese Welt eintauchte, desto größer wurde das Grauen.

Missbraucht statt entlohnt

Der Fall des 13-jährigen behinderten Jungen, der zu 16-Stundenschichten gezwungen wird, die nicht einmal bezahlt werden, Missbrauch erlebt und psychisch zerstört ins Dorf zurückkommt, ließ im Kulturzentrum niemanden kalt. Genauso wenig wie die Arbeitsbedingungen in den Minen: Wer dort schuftete, „weiß, dass er nach drei bis fünf Jahren tot oder invalide ist“.

Ungeachtet dessen fielen die Quechua immer noch auf die Versprechen der Minenbesitzer herein – aus verzweifelter Alternativlosigkeit. Hilfe vom Staat sei wenig zu erwarten: Die regionale Politik mühe sich zwar, aber die große schau weg – „und kassiert in Lima ihren Anteil“ – eben von jenen Geschäften, die Strothotte und Co obszön reich werden ließen.

Immerhin werde oft auch mal Casayohana zu Rate gezogen, um beim Ändern der Lebensumstände zu helfen. Doch Gelder für so manches aus-

geschriebene Projekt, das dann doch nicht umgesetzt werde, „versickern dann wieder im Minenboden“. Die Quechua selbst hätten weder Kraft noch Zeit noch Geld, um lange zu prozessieren. Zumal es da noch ein perfides Feigenblatt der Bergbaukonzerne gibt – die tatsächlich existierenden Arbeitsstandards, die aber von ihnen selbst definiert würden, erklärte Ritzer.

Diskriminierung sei an der Tagesordnung: „Wer nach Schutzbrille oder Gummistiefel fragt, darf gleich wieder gehen“, schilderte Vogel. Die Logik des ausbeuterischen Systems ist schon in die Dorf- und Familienstrukturen eingesickert: Behinderte Kinder werden versteckt. Weil sie nicht arbeiten können, schämt man sich für sie. Offen wird in den Dörfern über deren „Ableben“ diskutiert. Frauen gebären möglichst früh Arbeiternachwuchs, leiden unter häuslicher Gewalt und werden gegebenenfalls an den nächsten Mann „weitergereicht“.

Es trifft also wieder einmal die Schwächsten der Schwachen, um die Reichsten der Reichen zufriedenzustellen. Genau hier setzt die sozial-diakonische Arbeit von Casayohana an. Es soll ein „Haus für Yohana“ sein, so die Übersetzung. Das erste Mädchen, das Hilfe bekam, hatte jenen Namen, erzählte Vogel. Heute gibt es bereits 200 Patenschaften für Kinder mit Behinderungen und deren Familien, weitere rund 100 Buben und Mädchen sowie 20 Jugendliche nutzen ein Bildungsprogramm. Wer Gewalt und Missbrauch erleiden musste, kann hier Schutz finden.

Ein zwei Dutzend Fachkräfte starker Team – von der Krankenschwester über den Psychologen bis zum Musiktherapeuten ist alles vertreten – wollen den Betreuten ihre menschliche Würde zurückgeben. Und übersetzen so Vogels Credo in den Alltag: „Jeder Mensch ist einzig-

artig und geliebt.“ Dabei arbeitet man gerne mit 40 Partnerschulen, -institutionen, Stadtverwaltungen und Ministerien zusammen.

Insgesamt begleitet Casayohana im Distrikt Andahuaylas (Bundesstaat Apurimac) auf etwa 3000 Metern Höhe jährlich 4000 Personen. Diese wirken dabei nicht selten als Multiplikatoren. „Wenn wir ein Kind in Ausbildung bringen, kann es dadurch eine solche auch für ihre Geschwister finanzieren“, erläuterte Vogel. „Wir vermitteln Hoffnung – und das ändert enorm viel!“

Miteinander schreien, heulen, beten

Gemeinsam geht man durch die Tiefen, aber auch Höhen dieses langwierigen Prozesses, der nicht immer einfach ist: „Wir schreien, heulen und beten miteinander!“, schilderte die Gründerin ganz offen. Es wird zugehört, Selbstbewusstsein geschaffen, alphabetisiert und Schutz geboten. Frauen finden wieder einen Zugang zu sich selbst, Kindern kann nach Diagnose und Medikation oft schnell und konkret geholfen werden. „Manchmal fehlt einfach nur eine Tablette“, sagte Vogel. Doch wird eine solche eben über Jahre nicht verabreicht, werden aus Krämpfen chronische Schäden.

Oft hilft Casayohana auch bei der Eröffnung von kleinen Geschäften. Derzeit steht ein Neubau an, die Platznot ist groß: „Wir bauen jeden Raum täglich mehrmals um.“ Wer für die Erweiterung oder allgemein spenden oder eine Patenschaft übernehmen möchte, findet die entsprechenden Hinweise dafür auf der Homepage (casayohana.org).

JÜRGEN LEYKAMM

INFO

Spendenkonto Casayohana: IBAN DE08 1012 0100 1700 0173 18, BIC WELADED1333, Weberbank Aktiengesellschaft Berlin.



Auf Spendenbasis konnten sich die Besucher mit Strickwaren und mehr aus Peru eindecken.



Pflegerische Versorgung wird bei Casayohana ebenso großgeschrieben. Hier kümmert sich Chefin Bine Vogel selbst darum. Foto: Dennis Ruiz, casayohana